

Tumor

Dominik A. Meier

Copyright © 2018 Dominik A. Meier

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk, einschließlich seiner Teile,
ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt
insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

ISBN: 9781718104204
Independently published

Umschlaggestaltung: Dominik A. Meier
Lektorat, Korrektorat: Dominik A. Meier

Kontakt
Dominik Meier
Regnitzstraße 22
91330 Eggolsheim
Mail: d.meier91@gmx.de

GEWIDMET

Meiner Frau, die stets
an mich geglaubt hat.

KAPITEL 1

Eigentlich sollte der Filter meiner Maske noch ein paar Minuten halten. Eigentlich. Wenn ich mich nicht verrechnet hatte. Und wenn er keinen Materialfehler hatte. Aber die Luft war heute feuchter und auch heißer als sonst. Nur der Teufel wusste, wie stark sich das auf seine Lebenserwartung und damit zwangsläufig auch auf meine eigene auswirkte. Der Geruch von Phosgen stieg mir in die Nase. Besorgniserregend intensiv, ekelerregend süß. Verwesungsgestank. Wie verrottendes Obst. Ich unterdrückte den Würgereiz, schaute auf meine Uhr, zwang mich zur Ruhe. Mein Atem rasselte schon viel zu laut durch den Filter, der Gestank war längst zu stark. Keine Ahnung, wie lange er noch mitmachte, aber mein Instinkt war nicht gerade optimistisch. Ich musste mich beeilen. Doch statt schneller zu kriechen, hielt ich entgegen jedweder Vernunft für einen Augenblick an. Denn irgendwo hier, irgendwo im Dunst des eingefärbten Gases, irgendwo zwischen Dreck und Schutt, musste ‚sie‘ sein. Ich tastete. Vorsichtig, um mich nicht an irgendeiner Kante zu schneiden. Doch meine Finger gruben sich nur in Staub und Asche. Wo war sie nur? Ich unterdrückte einen leisen Fluch, wollte die Atemluft sparen. Dann endlich, nachdem ich viel zu lange hatte suchen müssen, fühlte ich sie. Neben einem Betonbrocken,

vergraben unter einigen Zentimetern Schutt. Meine zitternden Finger schlossen sich um die knöcherne Hand, die sich mir entgegenstreckte. Ich fühlte, wie die Gebeine durch das Leder meiner Handschuhe drückten, wie sie mich begrüßten und verabschiedeten. Diese Totenhand war mein persönliches Zeichen dafür, dass es gleich geschafft war. Mein Glücksbringer, wenn man so wollte. Mein Ritual, mit dem ich abschloss, wenn ich es einmal mehr geschafft hatte. Zumindest fast. Es war nicht mehr weit. Ich hob den Kopf und schaute nach vorne. Nur noch ein paar Meter. Ich konnte das Licht schon sehen, zwang meine nach Ruhe schreienden Muskeln zu einer allerletzten Anstrengung, zum Weitermachen jenseits der völligen Erschöpfung. So schnell ich nur konnte, zog ich mich über den Schutt, kroch weiter und ignorierte den Schmerz in meinem ganzen Körper.

Schließlich empfingen mich erlösendes, gleißendes Licht, warme Sonnenstrahlen und frische Luft. Ich zog mich nach vorne, ließ mich aus dem Schacht fallen und landete auf weichem Gras. Sofort drehte ich mich auf den Rücken und riss mir die Maske vom Gesicht. Ich würgte, hustete und schnappte nach Luft. Die letzte Minute hatte ich die Luft angehalten. Vielleicht sogar länger. Ich hatte es geschafft. Einmal mehr geschafft. Lächelnd schloss ich die Augen und atmete tief ein und aus. Nichts auf der Welt fühlte sich so gut an wie frische Luft, nichts roch so fantastisch und nichts konnte so unverfälscht schön sein.

Plötzlich packten mich eine Hand an der Schulter und eine andere am Kragen. Ein fester Griff, der mir fast die Kleidung vom Leib riss. Vitali zog mich unsanft auf die Beine und zog mich ein paar Meter weg. Taumelnd ließ ich mich von ihm leiten. Ich war nicht mehr in der Lage, auch nur einen Schritt alleine zu gehen. Jeder Muskel in meinem Leib schmerzte, meine Beine waren taub und ich schaffte es kaum, genug Luft in meine Lunge zu ziehen. Doch wir mussten weg. Ein unglücklicher Windstoß konnte so problemlos Phosgen aus dem Schacht genau in unsere

Richtung wehen. Vitali wusste das genauso gut wie ich. Wir hätten viel schneller sein müssen, doch er musste mich stützen. Alleine wäre ich keinen Schritt mehr vorangekommen. Meine Beine hatten kapituliert. Nicht einmal kriechen hätte ich können.

Trotzdem hob ich den Kopf, sah ihn an und grinste. Vitali jedoch schüttelte nur seinen von einer Gasmaske geschützten Kopf und setzte mich ab. Ohne ein einziges Wort zu sagen, zog er einen Geigerzähler aus seiner Tasche und fing an, mich von Kopf bis Fuß damit zu prüfen. Das Gerät rattete schnell und laut, aber bei weitem nicht so sehr, dass es mich beunruhigt hätte. Hatte ich mir schon gedacht. Die radioaktiven Zonen hatte ich schließlich gemieden. Naja, so gut es ging zumindest. Etwas Hintergrundstrahlung bekam man immer ab.

„Irgendwann erwischt es dich“, raunte er mir schließlich zu, als er die Maske abnahm und sich neben mich setzte. „Irgendwann schaffst du es nicht mehr. Und dein letzter Gedanke wird sein, dass ich es dir ja gesagt habe. Du kalkulierst zu knapp.“

„Irgendwann vielleicht, ja“, antwortete ich, nahm die Feldflasche von seinem Gürtel und trank sie halb leer. Den Rest schüttete ich über meinen Kopf. Ich fühlte mich, als würde ich verglühen. Mein Herz raste und die unbarmherzig auf uns herabbrennende Sonne machte es nicht besser. „Aber nicht heute.“

Vitali schnaubte und schaute auf meinen zum Bersten gefüllten Rucksack, den ich gerade mit einem lauten Ächzen absetzte und dabei versuchte, nicht vor Schmerz zu schreien. Die Riemen hatten sich mal wieder durch meine Weste gescheuert. „Was Gutes?“

Ich nickte. „Das Eine oder Andere, ja. Ich hatte eine versiegelte Sicherheitsbox, unten in U-Vier. Die Raps haben mich bemerkt, musste sie zurücklassen. War zu schwer. Aber ich habe mir gemerkt, wo sie war. Vielleicht hole ich sie in ein paar Tagen.“

„Schade drum“, seufzte Vitali. „Hast du was von Sergej

gehört?“

Ich brauchte einen Moment, um seine Worte zu verstehen. Doch als mein erschöpfter Verstand schließlich kapiert hatte, was er gesagt hatte, runzelte ich die Stirn und schaute ihn fragend an. Sergej? Warum war er heute reingegangen? Eigentlich hatte er heute eine Pause machen und seine Ausrüstung reparieren wollen. Hätte ich das gewusst, hätten wir zusammenarbeiten können. Warum hatte er nichts gesagt?

„Ich wusste nicht, dass er heute auch gegangen ist“, antwortete ich langsam. „Habe ihn aber auch nicht gesehen. Wie lange ist er schon drin?“

„Knapp zehn Stunden. Er ist kurz nach dir rein. Habe noch ein paar Minuten mit ihm geredet. Aber er wollte nicht weiter als U-Eins gehen. Du weißt ja. Dieser eingestürzten Bereich, von dem er seit Wochen redet.“

„Gib mir das Funkgerät“, raunte ich.

„Hab ich schon...“

„Nun gib es schon her!“

Er seufzte kopfschüttelnd, griff an seine Weste und drückte mir den klobigen Hörer in die Hand. Zuverlässige, alte Sowjettechnik.

„Sergej“, sage ich so laut ich konnte in das Gerät und hoffte, dass er sein Funkgerät nicht schon wieder vergessen hatte. In letzter Zeit war er fahrlässig geworden.

„Maske hier. Bitte melden!“

Einige Sekunden gab das Gerät nur statisches Rauschen von sich. Nichts. Ich biss mir auf die Lippe und schaute auf die Frequenzanzeige. Allgemeine Frequenz. Hm. Das sollte eigentlich stimmen. Sergej benutzte nie irgendeine andere. Ich versuchte es nochmal, wartete erneut und schlug schließlich ein paar Mal mit der flachen Hand gegen das Gerät. Wieder nichts. Er musste es wohl wieder vergessen haben. Ich fluchte leise und wollte es Vitali schon wieder in die Hand drücken, da fing es plötzlich an zu knistern.

„Sergej hier“, rauschte es mir entgegen.

Er klang nicht gut. Seine Stimme zitterte und hörte selbst durch die Funkstörungen hindurch miserabel an. Ich warf Vitali einen Blick zu, doch er zuckte nur mit den Schultern und befahl mir mit einer kreisenden Handbewegung, ihm zu antworten.

„Was ist los? Wo steckst du?“, fragte ich.

„U-Zwei“, hauchte er.

„Sergej, rede mit mir! Was ist los?“

„Messer und seine Jungs sind hier“, kam die zögerliche Antwort. „Sie sind tot. Beim roten Büro. Alle tot.“

Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen, als es eine Ladung Adrenalin in mein Blut jagte, die ausreichte, mich tagelang nicht schlafen zu lassen. Scheiße. Ich öffnete den Mund, wollte etwas sagen, wusste nicht was. Das konnte und durfte nicht wahr sein. Er musste sich täuschen. Es konnte keine andere Erklärung geben.

Vitali riss mir den Hörer aus der zitternden Hand. Er war kreidebleich. „Messer? Tot? Bist du sicher?“

„Hundertprozentig. Messer ist tot, Vitali. Ivan und Schmidt hat es auch erwischt. Ihre Masken sind geborsten. Kopfschuss. Aus nächster Nähe, würde ich vermuten.“

Vitali schluckte. „Bei Messer auch?“

„Keine sichtbaren Verletzungen, aber er ist definitiv tot. Vielleicht Genickbruch. Er sieht irgendwie komisch aus.“

„Bist du sicher, dass er es ist?“, fragte Vitali mit bis zum Zerreißen gespannter Stimme. Seine Hand zitterte so sehr, dass er das Funkgerät kaum mehr halten konnte. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn und seine Augen wanderten immer wieder in Richtung des Schachts, aus dem ich vor wenigen Minuten gekrochen war.

„Positiv“, kam schließlich Sergejs schlichte Antwort.

Vitali starrte mich mit offenem Mund an. In seinen Augen spiegelten sich das absolute Entsetzen und die schiere Unfähigkeit wieder, das zu glauben, was er gerade gehört hatte. Ich wusste, was in seinem Kopf vorging. Vorsichtig nahm ich den Hörer aus seiner zitternden Hand und hielt ihn am Arm fest. Ich wollte nicht riskieren, dass er

irgendeine Dummheit tat, die wir beide hinterher bereuen mussten.

„Verstanden“, sagte ich in das Funkgerät. „Sergej, sieh besser zu, dass du da raus kommst. Wir sehen uns im Lager. Pass auf dich auf.“

„Alles klar. Ich schau mich noch kurz in der unmittelbaren Umgebung um, dann mache ich mich auf den Rückweg. Bis später.“

Ich schaltete das Funkgerät aus und steckte es zurück in Vitalis Tasche. Anschließend nahm ich auch noch seinen anderen Arm und zwang ihn dazu, sich zu mir umzudrehen. Er versuchte zwar kurz, sich von mir loszureißen, aber ich ließ es nicht zu. Er musste sich zusammenreißen. Auch wenn es ihm schwerfiel. Auch wenn es wehtat. Ich kannte ihn schon lange genug, um zu wissen, dass er gerade nichts lieber getan hätte, als zu versuchen, Messers Leiche zu bergen. Und das war gleichermaßen leichtsinnig wie gefährlich.

„Tu es nicht“, sagte ich schließlich zu ihm. „Es ist sinnlos.“

Er kniff die Augen zusammen, atmete tief ein und nickte mir zu.

„Verdammt, Maske. Messer. Ich fass' es nicht.“

„Ich weiß.“ Es fiel mir ebenfalls schwer, es zu glauben. Aber es gab keinen Grund, Sergej anzuzweifeln. Leider.

„Er...“ Vitali seufzte und schüttelte den Kopf. Ich ließ ihn los. „Er... Wieso, Maske? Wieso?“

Ich schüttelte bloß den Kopf und nickte in Richtung des schlammigen Pfades, der ein paar Meter hinter uns im Wald verschwand. Ich konnte ihm nicht antworten, denn es gab keine Antwort. Wie so oft. Manchmal gab es einfach keinen Grund und manchmal konnte man sich etwas nicht erklären. Das tat weh. Manchmal noch mehr als das Geschehene selbst. Aber wir alle kannten das Risiko. Auch wenn Messer und seine Jungs ein paar der Erfahrensten und Ältesten hier gewesen waren, so waren auch sie nur Menschen. Wie wir. Und manchmal brauchte

es nicht viel, dass ein Mensch einen Fehler machte. Auch wenn man es nicht wahrhaben mochte. Trotzdem tat es weh. Messer, Ivan und Schmidt waren nicht nur Mentoren für viele der Neuen hier gewesen, sondern auch Leute, denen wir alle vertraut hatten. Freunde. Gute Freunde.

Ich biss die Zähne zusammen und richtete meinen Blick zu Boden. Es tat weh. Ich hatte die Jungs wirklich gern gehabt. Anständige Leute. Und das war eine Seltenheit hier. Klar, ab und zu ging einer drauf, aber meistens waren das Neue oder Hektiker. Leute, die zu Fehlern neigten, die sich selbst überschätzten oder sich nicht richtig vorbereiteten. Aber eigentlich nicht derart erfahrene Leute. Und auch nicht ein ganzes, schwer bewaffnetes und gut ausgerüstetes Team. Doch das nicht einmal war das Schlimmste. Das Schlimmste war, dass so weit an der Oberfläche eigentlich niemand an Kopfschüssen draufgehen durfte. Die Art ihres Todes war beunruhigender als alles andere. Denn das hieß vor allem eines: Dass seit Neuestem schon irgendwo in U-Zwei etwas war, das eine Waffe abfeuern konnte. Oder jemand, der es auf uns abgesehen hatte. Und das war im Zweifelsfall sogar noch schlimmer. Denn das bedeutete, dass selbst die grundlegendsten Regeln nicht mehr eingehalten wurden.

Schon wenige Minuten, nachdem wir dem Pfad in den undurchdringlich dichten Wald gefolgt waren, waten wir durch kniehohen Schlamm. Der Dauerregen der letzten Tage hatte den schon bei gutem Wetter nur schwer begehbaren Pfad in einen von Wurzeln durchzogenen Sumpf verwandelt. Ich hatte größte Mühe, meine ohnehin erschöpften Glieder dazu zu bringen, meine Füße nach jedem Schritt wieder aus dem Morast zu ziehen und gleichzeitig konzentriert genug zu bleiben, um nirgendwo auszurutschen. Der Boden war so weich, dass ich mit jedem Schritt tiefer einsank und das zusätzliche Gewicht in meinem Rucksack tat das Übrige.

Keuchend schleppte ich mich weiter und zwang mich

mehr schlecht als recht Meter um Meter vorwärts, bis wir irgendwann an einem großen, alten Baum ankamen. Diese Tanne überragte selbst die umstehenden, gewaltigen Bäume bei weitem und hatte sich im Laufe der Zeit zu einem Sammelpunkt für all diejenigen entwickelt, die aus irgendwelchen Gründen nicht alleine den restlichen Weg zurück zum Lager gehen konnten oder wollten. Ab hier sollte der Pfad eigentlich etwas besser werden, da er größtenteils über die Reste einer alten Straße führte, die sich die Natur noch nicht wieder einverleibt hatte. Doch schon bevor wir um die letzte Biegung vor der Tanne kamen, bemerkte ich, dass etwas nicht stimmte. Instinktiv streckte ich meine Hand aus und bedeutete Vitali, dass er vorsichtig sein sollte. Das Geäst zu beiden Seiten des Weges war abgebrochen, Patronenhülsen steckten im Schlamm. Überall um uns herum waren Spuren im Morast. Ein paar menschliche und viele nichtmenschliche, nicht identifizierbare. Viel zu viele. Sie führten irgendwo in das undurchdringliche Gebüsch, das den Pfad umgab. Und vor uns, direkt am Stamm des Baumes, saß jemand, mit schlaff auf der Brust aufliegendem Kopf, die Kapuze tief übers Gesicht gezogen. Sein rasselnder Atem war unüberhörbar. Selbst aus der Entfernung. Neben ihm lag eine Pistole, der Verschluss offen. Leergeschossen. Er rührte sich nicht. „Heda!“, sagte ich laut.

Keine Antwort. Nicht einmal ein Zucken.

Ich nickte Vitali zu. Er zog seine Pistole, zielte und klopfte mir auf die Schulter. Ich ging nun langsam auf den Kerl zu, bereit zu reagieren, falls er irgendwas Dummes tun sollte. Doch der Typ machte noch immer keinerlei Anstalten, sich zu rühren. Ich kniff die Augen zusammen. Hier stimmte etwas nicht. Und das nicht nur wegen der leeren Waffe und den Spuren im Schlamm. Doch erst als ich nur noch einen Meter von ihm entfernt war, bemerkte ich den langen, pulsierenden, giftgrünen Stachel, der in seiner Schulter steckte. Von den unzähligen Widerhaken, die aus ihm herausragten, tropfte eine zähe Flüssigkeit, die sich

mit einem unüberhörbaren Zischen durch die Reste seiner Kleidung fraß. Das Fleisch um die Wunde löste sich mit jeder Sekunde mehr und mehr zu einer grauen Flüssigkeit auf, die in zähen Tropfen zu Boden floss.

„Oh nein“, murmelte ich, kniete mich sofort zu ihm und riss die Kapuze von seinem Gesicht. Es war einer der Neuen, vielleicht vier Wochen hier. Ich kannte ihn nur vom Sehen, keine Ahnung, wie er hieß. Seine Wangen waren eingefallen, sein eigentlich junges Gesicht sah aus wie ein mit Haut bespannter Totenschädel. Und seine Haut zog sich immer enger, spannte sich über Muskeln und Sehnen, brachte Adern zum Platzen. Winzige Blutropfen quollen aus seinen Poren. Einzig seine gelb verfärbten, wirr und hektisch umherirrenden Augen und sein immer schwächer werdender Atem wiesen ihn als lebendig aus. Noch.

„Stachel!“, raunte ich Vitali zu. Sofort war er neben mir, kniete sich hin, nahm seinen Rucksack vom Rücken und suchte nach dem Verbandszeug. Viele hätten den Kerl hier liegen lassen, sich ihre Medizin gespart und wären einfach weitergegangen. Aber der Rest Anstand, den wir uns bewahrt hatten, gebot es uns, ihm zu helfen. Selbst wenn es nicht gut für ihn aussah.

„Ein Wunder, dass er es bis hierher geschafft hat“, sagte Vitali, als er gegen die Spitze der Spritze klopfte und mir signalisierte, dass er bereit war. Ich schwieg, musste mich konzentrieren, denn jetzt durfte kein Fehler passieren. Ich atmete tief durch und griff mit beiden Händen nach dem pulsierenden Stachel. Sofort fraß sich die Säure laut zischend durch das Leder meiner Handschuhe. So schnell ich nur konnte zog ich ihn aus der Schulter des Typen und warf ihn ins Gebüsch. Vitali rammt fast gleichzeitig die Spritze mitten in die klaffende, aschfahle Wunde und jagte ihren Inhalt in seinen Körper. Der Kerl stöhnte leise, während das Medikament zu arbeiten begann und mit jedem seiner schwachen Herzschläge die Säure in seinem Blut neutralisierte. Er musste jetzt nur noch lange genug

durchhalten.

„Komm schon“, sagte ich und packte seinen stark zitternden Arm. „Stirb uns hier keinen so unnötigen Tod!“ Er hustete. Rote Tröpfchen prasselten auf meinen Ärmel. Seine Lunge löst sich auf. Ich fluchte innerlich, schüttelte den Kopf und ließ ihn los. Jetzt gab es nichts mehr, was wir für ihn tun konnten. Wir waren zu spät. Wenn die Säure einmal die Organe erreicht hatte, war es nur noch eine Frage von Minuten, bis man starb. Minuten voller sinnloser Schmerzen.

„Das war's“, sagte Vitali und zog seine Pistole.

„Ich weiß“, antwortete ich und trat zurück. „Ich hasse das.“

Vitali drückte ab, jagte ihm eine Kugel in den Schädel, beendete sein Leid. Ich biss die Zähne zusammen und senkte den Kopf. Als ich vor vielen Monaten zum ersten Mal in eine Situation wie diese gekommen war, war ich nicht damit klargekommen. Es hatte mich wochenlang verfolgt, mir den Schlaf geraubt. Doch ich hatte bald feststellen müssen, dass so etwas viel zu oft passierte, als dass man es sich leisten konnte, zu viel darüber nachzudenken. Man durfte es nicht an sich rankommen lassen. Das war die einzige Lösung. Trotzdem war ich froh, dass Vitali mir diese Sache heute abgenommen hatte. Ich hasste es, so etwas tun zu müssen. Da half es auch nicht, wenn man sich sagte, dass man jemanden erlöste.

Manchmal fragte ich mich trotzdem, was schlimmer war. Die Situation an sich oder die völlige Gleichgültigkeit, die man dabei empfand. Das komplette Fernbleiben von jeglicher Empathie. Die Erkenntnis, dass man nicht einmal mehr selbst dazu in der Lage war, die Mauer zu überwinden, die man um sich selbst hochgezogen hatte. Der Moment, in dem man erkannte, dass der Schutz zu einem Gefängnis geworden war. Das war das Schlimmste am Leben hier. Die innere Leere in einer solchen Situation und in so vielen anderen Augenblicken. Sie belastete uns alle so viel mehr als das Töten an sich, das alleine schon

schlimm genug war. Doch wenn man eine gewisse Zeit hier war, dann stumpfte man ab, egal ob man es wollte oder nicht. Und man merkte es erst, wenn es zu spät war. Zumindest mir war es so ergangen.

Ich zog dem Toten die Kapuze wieder über den Kopf und zog seinen leblosen Körper an den Wegesrand. Ein Begräbnis gab es hier nicht. Weder für Freunde, noch für Fremde. Wer hier, am Ende der Welt, den Tod fand, für den gab es weder Tränen, noch einen Sarg. Die meisten fand man sowieso nie. Und die wenigen, auf die man stieß, waren meist so tief unten im Institut, dass man sie ohnehin nicht bergen konnten. Der Kerl war eine Ausnahme, aber schon in wenigen Tagen würde die Natur das wenige unter sich begraben haben, was die Tiere übrig gelassen hatten. Vitali bückte sich nach der Pistole und verstaute sie in einer seiner Taschen. Irgendwer konnte sie sicher noch gebrauchen. Dann gingen wir weiter.

Ja. In Situationen wie diese kam man wirklich viel öfter, als einem lieb war. Irgendwann dachte man einfach nicht weiter drüber nach. Wieso sollten wir auch? Jeder hatte diese Fragen schon unzählige Male mit sich selbst ausgemacht und mit den anderen diskutiert. Irgendwann war es einfach ermüdend. Doch während wir nun weitergingen und die letzten Kilometer auf der verfallenen Straße zurücklegten, gab mir die Tatsache, dass die Waffe leergeschossen war, ziemlich zu denken. Auf was der Kerl wohl geschossen hatte? Die Spuren im Dreck kannte ich nicht, wobei ich auch noch nicht auf sonderlich viele Viecher außerhalb des Instituts gestoßen war. Es könnte buchstäblich alles sein, und dass die Viecher irgendwo im Wald verschwunden waren, machte die Sache nicht gerade besser. Getroffen hatte er vermutlich nicht, denn zumindest Blut war nirgendwo zu sehen gewesen. Naja, vielleicht waren es auch einfach Wölfe gewesen. Der Schlamm konnte auch eine normale Spur sehr schnell unnatürlich aussehen lassen. Ich hatte in den letzten Monaten zwar schon ein paar Leute gesehen, die das Pech

gehabt hatten, sich einen Stachel einzufangen. Aber noch keiner von denen hatte es geschafft, sich so weit weg vom Institut zu schleppen. Ob er vor etwas davongelaufen war? „Vielleicht wollte er sich ja auch nur selbst erschießen“, sagte Vitali irgendwann, als er bemerkt haben musste, dass mich etwas beschäftigte. „Vielleicht hat seine Hand zu sehr gezittert, als dass er hätte treffen können.“

„Die Spuren sind trotzdem da“, antwortete ich. „Ganz egal, ob die Viecher vor oder nach seinem Tod hergekommen sind.“

Vitali sagte nichts mehr. Ich wusste, dass er grundsätzlich ähnlich dachte wie ich, doch solange wir nichts Genaueres wussten, brachte es nichts, wenn wir spekulierten. Die Spuren waren da und sie konnten entweder Gefahr bedeuten oder auch nicht. Meiner Erfahrung nach würden wir das ohnehin bald von alleine herausfinden. Doch vorerst konzentrierte ich mich darauf, einfach nicht vor Erschöpfung umzukippen. Denn es dauerte nochmal eine gute halbe Stunde, bis wir schließlich bei unserem Lager ankamen. Im Grunde war es nur eine alte Kontrollstation aus besseren Tagen, in etwa so groß wie ein kleineres Mehrfamilienhaus. Ein einfaches, kahles Gebäude aus massivem Beton, das wir mit Brettern, Stacheldraht und Planen mehr schlecht als recht zu einem der sichersten Orte im Umkreis von gut dreihundert Kilometern umgebaut hatten. Auf den drei Stockwerken konnten wir ein paar Dutzend Leute und alle Ausrüstung unterbringen, die wir brauchten. Drum herum stand noch ein alter, etwa drei Meter hoher, massiver Zaun aus verstärkten Metallstreben und Stacheldraht, der das umgebende Areal von dem unendlichen Wald abtrennte. Der Zaun war allerdings so ramponiert, dass wir ihn an vielen Stellen notdürftig mit Wellblech, selbstgebauten Palisaden und aufgestapelten Reifen geflickt hatten. Für mich war dieser Ort mittlerweile ein Zuhause und ich freute mich jedes Mal aufs Neue, wenn ich es geschafft hatte und hierher zurückkam.

Am Tor nickten wir O'Kelly zu, der hinter einer betonierten Schützenstellung Wache stand und gelangweilt eine Zigarette zwischen den Fingern kreisen ließ, während seine andere Hand auf dem Gewehr ruhte, das vor ihm lag. Er hob kurz den Kopf und nickte, was für ihn schon eine sehr freundliche Begrüßung darstellte, und widmete sich dann wieder seiner Kippe. Sein zerschlissener, schwarzer Staubmantel und sein eingefallenes, von jahrzehntelangem Drogenkonsum gezeichnetes Gesicht ließen ihn wie eine Figur aus einem alten Westernfilm aussehen. Und so verhielt er sich in der Regel auch. Nur meistens deutlich betrunken. Er hatte sich zwar das Hirn größtenteils kaputtgekiffert, aber seine Augen waren so scharf wie die eines Adlers. Mit ihm als Wache konnte sich nichts anschleichen. Ich konnte ihn ganz gut leiden, obwohl ich nicht wirklich wusste, wieso. Wir hatten in all den Monaten, die ich schon hier war, vielleicht zehn Worte miteinander gewechselt.

Kaum waren wir im Lager angelangt, zog sich Vitali sofort in die dunkelste Ecke des Lagers zurück. Eine alte Garage. Er sagte weder zu mir etwas, noch zu sonst jemandem. Und dort hinten in den Schatten ließ nur das regelmäßige Glühen seiner Zigarette auf seine Anwesenheit schließen. Ich kannte ihn nun lange genug, um zu wissen, dass er seine Trauer, beziehungsweise die minimale Gefühlsregung, die man als solche bezeichnen konnte, alleine bewältigen wollte. Es war sinnlos, jetzt mit ihm reden oder ihn gar trösten zu wollen. Deswegen ließ ich gewähren. Für die nächsten Stunden war nun jeder Versuch, mit ihm zu interagieren, von vorn herein zum Scheitern verdammt. Er und Messer waren gute Freunde gewesen. Sehr gute Freunde sogar. Sie hatten sich schon lange gekannt, noch aus der Zeit vor dem Institut. Sie waren ganz am Anfang zusammen hergekommen, hatten zusammen das Lager aufgebaut und zusammen die ersten Ebenen des Instituts zugänglich gemacht. Sie waren in gewisser Weise wie Brüder gewesen.

Auch mich ließ die Sache mit Messer nicht los. Mal ganz von seiner Erfahrung und seinem Geschick mit Waffen abgesehen, war er wirklich ein guter Kerl gewesen. Nicht unbedingt der netteste oder aufmerksamste Mensch, den man sich vorstellen konnte, aber jemand, auf den man sich hatte verlassen können. Uneingeschränkt und jederzeit. Zumindest, wenn man sein Vertrauen erlangt hatte. Er hatte einen nie im Stich gelassen, ganz gleich, in was für einer Scheiße man gesteckt hatte. Dass er und seine Jungs, die ihm in Sachen Können wenn überhaupt nur in wenig nachstanden, jetzt tot sein sollten, erzeugte in mir eine heftige... Unruhe. Nicht unbedingt Trauer, denn Leute starben hier nun mal und so gut waren wir auch nicht befreundet gewesen, aber Ruhelosigkeit, Besorgnis. Bei vielen anderen hätte ich den Tod bestenfalls zur Kenntnis genommen, hätte ihn als Pech, Unglück oder Dummheit abgetan. Aber nicht bei Messer. Dafür war er zu gut gewesen. Irgendwas oder irgendwer hatte ihn erwischt. Und was auch immer das war, es war gut. Besser als er. Und damit besser als wir alle.

Ich brauchte Ablenkung. Dringend. Ich konnte jetzt nicht einfach rumsitzen und mir den Kopf zerbrechen. Ändern konnte ich gerade ohnehin nichts an der Situation. Das konnte man meistens nicht. Man durfte die Ungewissheit einfach nicht an sich ranlassen, sonst fraß sie sich in den Verstand und ins Hirn wie ein paranoider Parasit. Normalerweise kam ich besser mit sowas klar, aber heute war sowieso ein mieser Tag. Vielleicht war es die Erschöpfung, vielleicht wurde ich langsam auch einfach so alt, wie ich mich schon lange fühlte. Ich wusste es nicht. Doch nachdem ich ein paar Minuten unentschlossen rumgestanden war, setzte ich mich schließlich ächzend zu den anderen ans Lagerfeuer und nahm einen tiefen Schluck aus dem Flachmann, den ich immer in einer Brusttasche bei mir trug. Dann nahm ich meinen Rucksack ab und legte mein Gewehr daneben auf den Boden. Meine Schultern knackten bedrohlich, als das Gewicht von ihnen

genommen wurde, doch dass ich mich endlich wieder halbwegs bewegen konnte, fühlte sich fantastisch an.

„Maske, was ist los?“, begrüßte mich Mia, vom Alter her sicherlich eine der Jüngsten hier. Vielleicht sogar die Jüngste. Sie war schon vor fast sechs Monaten hier angekommen und hatte mittlerweile schon länger überlebt als einige andere, die nach ihr angekommen waren. Trotzdem wirkte sie auf mich oftmals genauso grün hinter den Ohren wie am ersten Tag. Das lag größtenteils daran, dass sie sich bisher ihre... naja, Menschlichkeit ziemlich gut erhalten hatte. Oder sie alles einfach ein gutes Stück leichter nahm als die anderen. Sie war lebensfroh, meistens optimistisch, lachte gerne und war manchmal sogar etwas naiv. Meistens war sie der einzige Mensch hier im Lager, der überhaupt lächelte. Ich mochte sie. Sogar sehr gerne. Manchmal sah ich in ihr sogar eine Freundin. Trotz ihrer vielleicht etwas zu unbeschweren Art war sie eine vernünftige Kämpferin und schlau wie ein Fuchs. Und im Institut bewegte sie sich, als wäre sie da aufgewachsen. Ihr Ausweis behauptete, sie sei einundzwanzig. Ich hatte ihr das nie geglaubt. Sie war vielleicht achtzehn. Allerhöchstens. Aber das war ihre Sache. Wenn sie nicht darüber reden wollte, war das okay. Sie hatte ein gutes Gespür für Menschen und erkannte meistens sofort, wenn irgendetwas Außergewöhnliches passiert war oder man sich wegen irgendwas Gedanken machte. Auch heute wieder. Irgendeine minimale Regung von einem Muskel in meinem Gesicht genügte ihr, um mich zu lesen wie ein Buch. Da konnte ich meine Miene auch noch so unbewegt halten. Ziemlich unheimlich.

Langsam nahm ich den Flachmann vom Mund und schraubte ihn zu, während ich die brennende Flüssigkeit noch einen Moment im Mund behielt, bevor ich schluckte. Dann musterte ich ihr junges Gesicht, das eigentlich viel zu schön für eine Umgebung wie diese war. Ihre grünen, durchdringenden Augen waren der einzige Kontrast zu der Monotonie der Farben um sie herum.

„Es hat Messer, Ivan und Schmidt erwischt“, sagte ich schließlich. „Beim roten Büro. Sergej hat sie gefunden. Und vorne am Baum mussten Vitali und ich einen der Neuen erschießen. Hatte einen Stachel. Kein besonders guter Tag, wenn du's so willst.“

Einige in der Runde ließen die Köpfe hängen und stießen leise Flüche aus, andere hoben ihre Metallbecher und tranken auf die Toten. Manchmal konnte nur selbstgebrannter Wodka das Elend hier erträglich machen. Und das konnte in schlechten Zeiten gut und gerne jeden zweiten Tag der Fall sein. Wenn nicht noch öfter.

„Kein guter Tag“, brummte der Norweger. Er war ein Hüne von einem Mann, von dem alle nur seine Heimat, jedoch nicht seinen richtigen Namen kannten. Er leerte gleich eine halbe Flasche in einem Zug und schüttelte dann den Kopf. Ich schaute ihn einen Moment lang an. Wenn man es genau nahm, wussten wir nichts über ihn außer seiner Herkunft. Er hielt sich meistens von allen fern, deswegen wunderte es mich, dass er gerade hier saß. Außer ihm sagte allerdings niemand ein Wort. Der Tod von Leuten, die wir lange kannten, tat uns allen weh. Und Messer, Ivan und Schmidt waren für die meisten Freunde gewesen. Wenn Menschen starben, mit denen wir hier zusammen ums Überleben kämpften, dann war das oft das einzige, was den letzten Rest an Gefühlen bewegte, den wir uns bewahrt hatten. Aber wir alle wussten, dass der Tod dazugehörte. Verlust gehörte dazu. Schmerz gehörte dazu. Und es konnte und würde jeden von uns treffen, wenn wir nur lange genug an diesem verfluchten Stück Hölle auf Erden verweilten. Dafür gab es genügend Beispiele.

Ich nahm einen der Becher und die halb leere Flasche, die mir der Norweger reichte und trank in stillem Gedenken ebenfalls einen Becher des widerwärtigen Hochprozentigen, das wir aus eingelegten Kartoffeln brannten. Der Wodka brannte in meinem Mund wie Feuer und kroch meine Kehle hinunter wie flüssige Flammen,

zeigte mir so aber, dass ich noch am Leben war. Zwar hätte ich am liebsten noch einen Schluck von meinem eigenen Schnaps genommen, aber der war zu teuer und zu selten. Mehr als einen Schluck am Tag wollte ich nicht nehmen. Sonst hatte ich keinen mehr, wenn die Kacke wirklich mal am Dampfen war.

„Der Major kommt morgen“, sagte Mia irgendwann. Wollte wohl vom Thema ablenken. Gute Idee. „Hat sich vor zwei Stunden über Funk angekündigt.“

„Import oder Export?“, wollte ich wissen. Das hieß so viel wie: Brachte er uns Frischlinge mit oder kaufte er uns das Zeug ab?

„Beides.“

„Sind ja jetzt vier Betten frei“, brummte der Norweger.

„Fresse oder ich knall' dich ab“, raunte ich ihm sofort zu. Und jeder, der mich lange genug kannte wusste, dass ich zu meinem Wort stand. Immer. Mir war zwar klar, dass er nur ein beschissener Zyniker war, aber irgendwo gab es Grenzen. Selbst hier, am Ende der Welt und besonders, wenn ich schlechte Laune hatte. Ich musste mich gerade echt beherrschen, ihm nicht auf der Stelle eine reinzuhauen. Naja. Wenigstens schien er kapiert zu haben, dass er zu weit gegangen war, denn er hob entschuldigend die Hände, stand auf und ging ins Gebäude. War vielleicht besser so.

Ich nahm noch einen Schluck Wodka. „Sergej ist noch unten.“

„Sollten wir vielleicht... die Leichen bergen oder so?“, fragte plötzlich eine leise Stimme hinter mir. Hätte ich nicht schon hundert Mal erlebt, wie sie sich anschlich, hätte ich mich vielleicht sogar erschreckt. „Ich weiß ja, dass wir das nicht machen... Aber das war immerhin Messer...“

Ich seufzte leise, drehte mich um und schaute Kiska an. Sie reihte sich ziemlich problemlos in die Reihe all der skurrilen und merkwürdigen Gestalten ein, die in diesem Lager lebten. Bei ihr beispielsweise wusste niemand, wann

oder wie sie vor ein paar Monaten hergekommen war. Eines Morgens war sie einfach im Lager gestanden und seither nicht wieder gegangen. Was genau sie hier suchte, hatten wir noch nicht aus ihr rausgekriegt. Genauso wenig wie ihren richtigen Namen. Ein paar der Leute hier nannten sie spöttisch einfach nur Motte, weil sie zum Institut gezogen wurde wie eine Motte zum Licht. Ich fand den Namen jedoch unpassend, denn sie war unglaublich gut darin, sich unsichtbar zu machen, nicht aufzufallen und taktisch zu agieren – sowohl in gefährlichen Situationen, als auch überall sonst. Gleichzeitig war sie aber auch scheu und eigensinnig. Daher auch ihr eigentlicher Spitzname: Kiska. Das Kätzchen. Denn eines musste man ihr wirklich lassen: Sie wusste verdammt gut, wie man sich anschlich. Das hatte mir bereits mehr als einmal einen Schrecken eingejagt. Irgendwann, sollte ich aus welchen Gründen auch immer jemals alt genug werden, würde ich deswegen sicher einen Herzinfarkt bekommen.

„Wir bergen niemanden“, antwortete ich schließlich und schüttelte den Kopf. „Auch Messer nicht. Zu gefährlich. Sie sind jetzt nichts weiter als totes Fleisch. Und totem Fleisch ist es egal, ob es in Giftgas oder Dreck verrottet. Die Jungs wussten das und es wäre eine Schande, wenn jemanden wegen ihnen draufgeht.“

Einen Moment lang sah es aus, als würde sie mir eine Diskussion aufs Auge drücken wollen. Und darauf hatte ich gerade wirklich keine Lust. Aber zum Glück nickte sie nur und verschwand dann wieder. Ich schaute ihr kurz nach. Natürlich konnte ich sie verstehen. Sie und Messer hatten sich gut verstanden. Sicher besser als die meisten hier. Er hatte ihr mal den Hintern gerettet und sie ihm. Da war es nur verständlich, dass sie etwas tun wollte. Aber mein Wort galt etwas, schlicht und ergreifend weil ich schon zwei Jahre in diesem Höllenloch überlebt hatte. Und ich hatte noch nie erlebt, dass eine Bergung erfolgreich gewesen wäre. Meistens lagen danach nur ein paar Tote mehr im Institut. Zwar stand es allen hier frei, zu tun und

zu lassen, was sie wollten, aber wer einigermaßen Hirn im Schädel hatte, hörte auf das, was die Erfahreneren sagten. Und manchmal bedeutete das leider, dass man nicht seiner Moralvorstellung, sondern seinem gesunden Menschenverstand folgen musste.

„Ich geh schlafen“, sagte ich irgendwann. Die anderen hatten seit Kiskas Abgang sowieso kein Wort mehr gesagt. Da konnte ich auch schlafen gehen. Also packte ich meinen Rucksack und meine Waffe und ging ins Gebäude. Jeder Schritt, jede Bewegung und sogar jeder Atemzug rief mir eindrucksvoll ins Gedächtnis, wie fürchterlich erschöpft ich war. Meine Muskeln brannten, meine Augen tränten und der Rucksack fühlte sich an, als hätte ich Backsteine geladen. Schwer atmend schleppte ich mich die bröckelnde Betontreppe nach oben zu meiner Pritsche. Normalerweise war es gut, wenn man im obersten Stockwerk sein Bett hatte. Da war es meistens am Ruhigsten. Aber wenn man erschöpft war, war es nur eine Qual. Als ich endlich oben angekommen war, legte ich den Rucksack ab, zog Handschuhe und Stiefel aus und ließ mich fallen. Und noch bevor ich auf der Pritsche aufkam, war ich mehr eingeschlafen als wach.

Das Buch auf Amazon:

eBook:

<https://www.amazon.de/dp/B07GBTWG4B>

Taschenbuch:

<https://www.amazon.de/dp/1718104200>